

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

25.

Donnerstag, am 27. Februar 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Glacéhandschuh.

Ein prophetischer Versuch.

Seit Menschengedenken spielt der weibliche Glacéhandschuh eine Hauptrolle im civilisirten Europa. Er ist der unzertrennliche Gefährte der fashionablen Jungfrauen, Frauen und Wittwen, fast von dem Augenblicke, wo sie am Morgen dem Himmel ihres Bettchens entschlüpfen, um sich in einer Welt zu versuchen, welche den meisten von Müttern, Vätern oder sonstigen Respectspersonen gemeiniglich als die gefährlichste Hölle geschildert wird. Zu Hause, wie auf der Straße und in der Gesellschaft ist der Handschuh der physische und moralische Schirm der wo möglich so schönen als schuldlosen Frauenhand, vor Sonne und Kälte, wie vor jedem gefährlichen Angriffe. Man kann ihn mit einem Worte als den Schutzpatron derselben, besonders auch gegen die-

jenigen männlichen Lippen betrachten, die oft so gern unter dem falschen Mantel tiefer Ehrfurcht einen Kuß der Sehnsucht auf das bloße, feine Frauenhändchen drücken möchten.

Mit dem Glacéhandschuh der Männer hatte es dagegen lange Zeit eine ganz andre Verwandniß. Während die Sitte der Frauen am Leitsaden des Handschuhs wohl gedieh, vernachlässigten die Männer den Gebrauch dieses Kleidungsstückes fast gänzlich. Nicht einmal auf der Straße schämten sich die Hände recht Vieler ganz bloß zu erscheinen, und von denen, welche dort ihre Blöße mit Handschuhen bedeckten, geschah es oft mit so unscheinbaren, daß der Abstich zwischen diesen und der Nettigkeit der Handschuhe der Frauen etwas ordentlich Beleidigendes für letztere hatte. Einzig auf Bällen hielten die Männer noch darauf, ihre Hände in schneeweißes Glanzleder einzukleiden, vielleicht bloß, damit hierdurch dem schönen Geschlechte, hinterlistig genug, der Glanz und die Farbe einer zum Theil etwas zweifelhaften Unschuld vorge spiegelt würde. Das,

so meinte nun schon vor mehreren Jahren die Mode — bekanntlich diejenige Frau, welche sich als die höchste Autorität auf der ganzen getauften und ungetauften Welt betrachtet — das, meinte sie, könne nicht länger geduldet, es müsse den Männern der Handschuh als eine unabwiesliche Nothwendigkeit aufgedrungen werden. Die Mode litt bereits damals an einer höchst bedenklichen Calamität. Sie hatte sich in den endlosen Lappen, Lappchen und Abgeschmacktheiten des Rococowesens dergestalt überstudirt, daß sie, in einen völligen Geistesbankerott gerathen, durchaus nicht mehr wußte, mit welcher neuen Ueberladung und Unförmlichkeit sie den Menschen die Fortdauer ihrer huldreichen Universalherrschaft ins Licht setzen sollte. Um so geeigneter kam ihr daher der in ihrer unglücklichen Lage recht schätzbare Einfall eines neuen Handschuhregulativs für das männliche Geschlecht. Und sie stellte auf einmal eine solche Anzahl ihrer Priester zu Verbreitung des Glacéhandschuhs unter demselben allenthalben an, daß in Kurzem wirklich kein Elegant irgendwo ohne ihn zu existiren wagte.

„Le gant glacé, c'est l'homme!“ scheint seitdem das heimliche Selbgeschrei jedes jungen Modelöwen von echter Race zu sein. Durch des Handschuhs Glanz wird die Majestät seiner Mähne, der Kern seiner Glorie gebildet. Die Löwengrube, auch der Salon genannt, mit unbeschuhter Hand betreten, galt vor Kurzem noch als eine Art von Verzichtleistung auf Recht und Gerechtigkeit. Denn alle Werke in dem kerzenreichen, strahlenden Salon, die trocken wie die nassen, wollten schlechterdings nicht nur mit Händen, sondern hauptsächlich mit Handschuhen angegriffen sein. Wer die bloße Hand dazu anwendete, war eben so gut ein Majestätsverbrecher, wie in voriger Zeit derjenige, der es wagte, eine südliche Majestät mit seiner Hand zu berühren, sei solches auch zu ihrer Lebensrettung unumgänglich nöthig gewesen, und man wußte ihm die Freude über das Gelingen der Rettung seines Landesvaters oder der Landesmutter, vermöge eines etwas stark nach der Hundstagshitze riechenden Gesetzes, baldigst durch seinen Tod völlig zu versalzen. Ein gleicher Todtschlag stand in der ersten Zeit des neuen Handschuhregulativs

jedem Handschuhlosen im Salon bevor. Der des letzteren zeichnete sich jedoch vor dem jenes Lebensretters an Grausamkeit um so frappanter aus, weil es kein physischer, auf einmal zum Lebensziele führender, sondern ein bloß moralischer Todtschlag war. Vor, bei und nach der Hinrichtung des unbehandschuhten Salonmenschen ging es nämlich folgendermaßen zu. Zuerst legte der im Salon zwischen der männlichen und weiblichen Eleganz, den großen, reich angefüllten Präsentirteller in der reißbeschuheten Hand, rastlos hin- und hertaumelnde Famulus, so zu sagen, die Hand an den, von den Blicken der übrigen Anwesenden bereits halb durchbohrten Handschuhlosen in der Art an, daß er, entweder ihn ganz ignorirend, bei demselben im schön galonnirten Rocke vorbeistolzirte, oder indem er seine Gaben mit gerunzelter Stirne ihm zwar zureichte, aber zugleich auf die unbeschuhte Hand, welche sich nach etwas ausstreckte, einen vernichtenden Blick fallen ließ. Und wollte auch der arme Handschuhlose, Kraft des Bewußtseins, wie weit er den glanzvollen Livreträger an Gehalt jeder Art überrage, sich wohlgemuth darüber hinaussetzen, so mußte ihm doch nur allzubald die ziemlich einstimmige Beurtheilung durch die Anwesenden aus deren Gesichtern, Worten und Bewegungen, seiner handschuhlosen Person gegenüber, einleuchten. Er wußte daher auch nichts Besseres zu thun, als den ihm widerfahrenen moralischen Todtschlag durch sein Weggehen stillschweigend zu sanctioniren.

Diese Geschichte einer solchen Hinrichtung im Salon ist übrigens keine andre, als die mir selber damals begegnete. Bereits zu alt geworden für den Entschluß, in dem glanzreichen Menschenstrome des Salons, wohin ich nach einem ziemlich langen Aufenthalte in ländlicher Einsamkeit zufällig gerathen war, mich der Handschuhe als Klopffedern zu bedienen, wurde ich von diesem Strome geradezu verschlungen. Und wo ich in den folgenden Tagen hinkam, fand ich, daß meiner Person das mich todtschlagende Gerücht von meiner Handschuhlosigkeit im Salon schon vorausgelaufen war. Mein Ohr glaubte das verhängnißvolle Wort Handschuh so gut allenthalben zu vernehmen, als mein Auge den Finger-

zeig zu erblicken, daß ich und kein Andern das allenthalben vielbesprochene Subject wäre, welches sich jener Unanständigkeit schuldig gemacht hatte.

Unter uns gesagt, war der mir widerfahrene moralische Todtschlag nicht ganz buchstäblich zu nehmen. Zwar hätte ich an dem Abende, wo er vorfiel und noch lange nachher einen Eid darauf abgelegt, daß der Bediente in jenem Salon ihn, so wie ich's eben aufrichtig beschrieb, eingeleitet und die Salonmenschen an diesem Abende und in den darauf folgenden Tagen meine Hinrichtung vollends ins Werk gesetzt. Ich litt aber damals an einem Mal-aise, in dem ich viel mehr über meine Person hörte und sah, als es wirklich darüber zu hören und zu sehen gab. Auf das Land war ich früher von dem Wunsche getrieben worden, meinen Verfolger, den Hypochonder, im Schooße der Natur los zu werden. Er hatte sich jedoch in der ländlichen Einsamkeit nur fester an mich geklammert und folgte mir auch zurück nach der Stadt, wo er mir ebenfalls den moralischen Todtschlag so lange vorphantasirte, bis ich, fest daran glaubend, mir Stubenarrest auferlegte. In diesem abermaligen einsamen Leben behielt ich Muße genug, meiner seltsamen Todesart nachzusinnen. Schon seit Jahrhunderten war der Tod an einem Handschuhe nichts Neues mehr. Unzählige hatten ihn erlitten. Es war aber in der Regel ein Fehdehandschuh gewesen, ich jedoch vielleicht der Erste, den ein Glacéhandschuh todtgeschlagen hatte. Und auch das schwerlich. Außer den vergiftenden Handschuhen, von denen in früheren Jahrhunderten zuweilen die Rede ging, hat gewiß schon mancher überaus niedliche, giftlose Glacéhandschuh die mit seiner Trägerin getriebene Abgötterei an dem unglücklichen Gögendienner bald mit dem physischen, bald mit dem moralischen Tode wirklich bestraft.

Was aber nützte mir all mein Nachsinnen und Nachgrübeln dieser Art und die glücklichsten Resultate desselben, wenn ich die abscheuliche Kreatur, dieses lebendige, böshafte Bademecum, das aus der Milzregion sich bis hinauf in eine meiner Gehirnklausen verlaufen hatte, um mir Alles in ein falsches Licht zu stellen, nicht auszuspüren

und abzuwerfen wußte? Nach und nach nahm es alle Gestalten vor meinem geblendeten Auge an. Da es mir so eben fortdauernd als Glacéhandschuh zusetzte, so fragte ich unsern Hausarzt um Rath, ob meine Rückkehr auf das Land nicht wohlthätig einwirken möchte. Denn für das Dörfchen, wo ich gewesen war, existirten die Glacéhandschuhe noch gar nicht. Dort griffen die Leute Pflug und Hacke, Topf und Teller, Menschen und Vieh, kurz Alles mit bloßer Hand an, und scheuten sich nicht einmal an Sonn- und Festtagen, das schwarze Gesangbuch in die unbedeckte Hand zu nehmen. Mein Hausarzt erwiederte, daß er selbst mir die Rückreise auf das Land empfehlen wolle, wenn ich seinem Rathe, dort eine Zeitlang von Büchern, Buchstaben und Schreibung möglichst entfernt, dem Reiten, Fahren und Gehen meine Muße zuzuwenden, besser als es früher geschehen sei, nachkommen würde. Außerdem werde mein Plagegeist, statt des Handschuhs, nur allzubald mich unter andrer Form zu chikaniren wissen.

So sehr ich aber auch von dem Verstande und der Geschicklichkeit dieses Arztes überzeugt war, so glaubte ich doch, daß er diesmal an mir einen großen Mißgriff thue, indem er den Dämon in meinem Leibe nicht lieber, wie in alter Zeit die Geister, austreibe, als mir zumuthe, ihn nicht nur mit mir ausfahren und ausreiten, sondern denselben sogar auf meinen eignen Füßen spazieren gehen zu lassen. Daß bei dieser ärztlichen Zurechtweisung meiner früheren Unfolgsamkeit nicht zu verkennende Empfindliche im Tone trug unstreitig bei, mich in solchem Glauben zu bestärken, und so faßte ich den Entschluß, mich an einen andern Heilkünstler zu wenden. Auf den ersten Blick flößte mir die eben in großen Ruf gelangte Phrenologie, als diejenige Wissenschaft, die in den Gehirnkammern am besten zu Hause sein mußte, das meiste Vertrauen ein, da allem Vermuthen nach mein Dämon eine dieser Kammern für sein Sommerplaisir sich ausgesucht hatte. Ein einziges Bedenken, das mir indessen noch beiging, war vielleicht bald zu heben. Sollte auch, wie zu vermuthen stand, die Phrenologie seine Wohnkammer in meinem Hirnkasten wirklich entdecken, wie war er daraus hinwegzubrin-

gen? Ja, wenn er eine Balggeschwulst, ein Polyp oder Blasenstein, kurz ein sichtbarer, körperlicher Gegenstand gewesen wäre! Dann würde die geschickte, wundärztliche Hand ihm vielleicht beigekommen sein. Es handelte sich aber hier um ein unsichtbares, körperloses Ding, wie war solches bei diesem anzufangen, ohne das von dem Lebensprincip vermuthlich nicht zu trennende Material, in dem es festsaß, zu zerstören? Das mußte freilich die Phrenologie besser wissen, als ich. Ich würde auch schwerlich angestanden haben, mich ihr zu vertrauen, hätte mir nicht das Tageblatt eine noch zuverlässigere Aussicht zu meiner Heilung eröffnet. Es enthielt nämlich das gluthvolle Aussprechen des „tiefgefühltesten Dankes“ für einen wahrhaften Hexenmeister in der Heilkunde. Ein Patient, dem die Milzsucht nicht nur, wie mir, bereits bis in die Hirnkammern gestiegen, sondern jeden Blutstropfen im Körper vergiftet, welcher keinen Augenblick gehabt, der ihm durch sie nicht vergällt worden, ein Patient, den die gesammte Arzneigelahrtheit für incurabel erklärt hatte, war in der kürzesten Zeit von einem

unsrer Stadtärzte radikal geheilt worden. War daher der Letztere nicht wie für mein Uebel ebenfalls geschaffen? Auf der Stelle nahm ich ihn auch an, verschanzte mich inzwischen vor der Welt mit Büchern in meinem Hause und dem Vorsatze, mich nicht eher wieder unter Menschen zu wagen, bis ich es so weit gebracht hätte wie der gewesene Patient, den ich mir zum Vorbilde genommen. Leider kam es jedoch bei mir durchaus nicht dahin. Einem zweiten Medicus, den ich consulirte, glückte meine Herstellung nicht besser, und einem dritten eben so wenig. Diese drei Aerzte waren übrigens durchaus keine Dreieinigkeit. Sie waren vielmehr in gar nichts einig mit einander. Jedem von ihnen klagte ich, daß mein gewesener Hausarzt gewissenlos genug an mir gehandelt habe, mir nichts weiter zu verordnen, als strenge Diät und Leibesbewegung. Alle drei gaben mir über diese Gewissenlosigkeit stillschweigend ein Achselzucken zu erkennen, von dem ich freilich nicht wußte, ob es sich auf mich, den Ankläger, oder auf die Angeklagten bezog.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Verbrauch von Sauerstoff. Die Blutmasse eines Menschen beträgt durchschnittlich 25 Pfund, in einer Stunde erfolgen ungefähr 14000 Zusammenziehungen des Herzens, mit jeder werden etwa 2 Loth Blut in die Lungen getrieben, um gesauerstofft zu werden. Demnach geht in einer Stunde die gesammte Blutmasse 14 Male durch das Herz, von dem 175 Pfund gesauerstofft werden. Hierdurch erklärt sich der große Verbrauch des Sauerstoffs. Nach Versuchen bedarf der Mensch täglich 34 Loth oder 45 Cubikfuß, und die Bevölkerung einer Stadt von 50,000 Einwohner 562 Centner täglich.

Ein Epigramm auf den großen französischen Finanzminister Colbert, läßt diesen vom Charon im

Styr ertränkt werden, damit er nicht die Ueberfahrt über diesen Fluß mit einer Steuer belege. Das Volk will den Nutzen und die Nothwendigkeit der Steuern, sei es auch nur für Ausgaben des Hofes, durchaus nicht einsehen, und rächt sich, wo es kann, durch boshafte Wize. Als Pitt das Tageslicht besteuerte, indem er die Fenstertaxe einführte, sah man in einer der belebtesten Straßen Londons eines schönen Morgens eine gute Anzahl Fenster zugemauert, mit der Aufschrift: Pitt's Werke, erster, zweiter, dritter 2c. Theil.

Eine Coquette ist eine Rose, von der jeder Viehhaber ein Blatt pflückt, die Dornen bleiben für den Gatten zurück.

42.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.